

Intro

Nun liege ich hier am Abgrund. Mein Grab erwartet mich umgeben von scharfkantigen Felsen und unvergänglichem Feuer. Schon bald werde ich in die Tiefen hinab sinken – zu alt und zu schwach, um mich im Leben erneut auf die Füße zu stemmen. So will es unser Brauch: Wer fällt, der soll fallen – hinab auf der Rampe in das unendlich wirkende und dunkle Nichts.

Letztendlich hat mir die Zeit gezeigt, dass sie mein unbezwingbarer Gegner in diesem Leben ist. Unmöglich war der Sieg gegen sie: Keiner war je in der Lage sie zu verstehen, und daher auch keiner in der Lage sie zu bezwingen. Doch ich, Kelsar, bereue jetzt nichts mehr. Keine meiner Taten, keine meiner Entscheidungen und keines meiner Abenteuer in diesem Krieg.

Mein Sohn, Entar, ist der einzige, der um mich trauert. Wäre doch meine geliebte Aynn hier. Vielleicht sehe ich sie nun endlich wieder nach all den Jahren. Sie hätte nicht so jung sterben dürfen – und nicht auf diese Weise! Entar ist mein Vermächtnis, mein Erbe. Er ist jung, aber nicht zu jung, um unseren Weg weiter zu beschreiten. Wir Ferraner vererben so gerne Waffen, Land und Reichtum. Als sei das alles, was unser Leben bestimmt und ausmacht. Dieses Leben, das so von Verrat, Grenzen und Ignoranz gepeinigt ist. Meinem Sohn vererbe ich jedoch etwas anderes.

Dieser Sohn, dessen Tränen fließen können, dessen Herz brennt und dessen Fähigkeiten die meinen noch bei weitem übersteigen werden, wird jene Welt bewahren.

Weine nicht, Entar! Deine steinerne Haut, geziert von edelstem Metall, wird dich schützen. Und doch blickst du so hilflos und verzweifelt auf mich herab. Dich bestürzt der Anblick von meinem Ende – wie ich langsam in die Tiefen rutsche und mein Schicksal akzeptiert habe. Akzeptiere du dein Schicksal nicht, solange dieses Feuer in dir brennt! Lenke dein Leben und den Lauf dieser Welt mit Stärke und Geschick, wie ich es einst versuchte. Große Taten liegen vor dir, mein Sohn! Der Schlüssel zu diesem Abenteuer wird mein letztes Vermächtnis an dich sein...

Das letzte Vermächtnis

Wie du, so wurde auch ich aus Liebe in dieses Leben gesetzt. In ein Leben, das für Liebe keinen Platz hat. Dein Großvater Tur war der größte aller Ferraner für mich. Er war mein Vorbild und mein Held. Seine mächtige Statur wirkte furchteinflößend auf alle anderen. Das schwarze Gestein an seinem Körper bildete aber erst durch seinen Mut, seinen Scharfsinn und seine Weisheit jene einschüchternde Gestalt, die er war.

Ich hingegen bestand damals noch aus gräulichem Gestein. Die kämpferische Statur und den finsternen Gesichtsausdruck hatte ich von deinem Großvater geerbt. Alle Ferraner hatten kräftige und kurze Beine, einen rundlichen Oberkörper und starke Arme, so wie du auch. Für mein Alter war ich einer der am größten gewachsenen Ferraner und etwa zweieinhalb Meter groß, doch auch meine steinerne Haut blieb nicht von den Bedingungen auf Drokar verschont. Es zeichneten sich schon damals mehrere Risse in meinem Gesicht und Oberkörper ab. Das war aber bei uns allen so. Das Sonnenlicht war für uns zwar erträglich, aber es hinterließ mit der Zeit seine Spuren. Wir trotzten dennoch diesen Einflüssen, denn in unserem innersten Wesen waren wir immer noch Kämpfer.

Zumindest dachte ich das damals. Meinen Vater hatte ich schon viele Jahre nicht mehr kämpfen gesehen. Er trainierte nicht mehr und widmete seine Zeit und Kraft vor allem mir.

Lange schaffte er es auch, die Konflikte unserer Welt von mir fern zu halten. Das Land von Drokar war zwar verbrannt, mit Unmengen an Sand bedeckt und von Felsen zermalmt, aber es wirkte so, als ob es sonst nicht viele Gefahren in sich barg.

Bevor „das großen Beben“ kam, war unsere Welt weitaus größer und weitaus schöner gewesen. Leider konnte ich mich an diese Zeit nicht erinnern. Schließlich sollte nun aber der Tag kommen, an dem das Schicksal meinen Vater vor die Wahl stellen würde: Würde er um meine Mutter, seine Frau, und um mich kämpfen, oder würde er mit mir in die weiten Lande flüchten?

Es war ein ganz normaler Tag und eigentlich wollten mein Vater und ich gerade meine Mutter besuchen. Genau genommen, gab es in unserer Siedlung fast immer den gleichen Tagesablauf: Wir suchten Nahrung, bauten neue Unterkünfte und reihten uns in der langen Schlange ein, die hinunter in die Grotte führte. Schließlich waren die Alag stark von unserem Leben an der Oberfläche abgeschnitten und hatten ihren ganz eigenen Tagesablauf dort unten. So kam es häufig vor, dass die gesamte Siedlung jene Grotte besuchen wollte, obwohl es nur wenig Platz in ihr gab. Während die Alag-Kinder mit ihren Müttern in der Grotte spielten, trieben sich die Ferraner-Kinder in der Siedlung herum. Es war weder für uns

Ferraner noch für die Alag optimal, aber wir versuchten, das Beste aus der Situation zu machen.

Der Angriff kam völlig unerwartet und nie hätten es die Ferraner für möglich gehalten, dass Plukarer wieder in unsere Welt gelangen könnten. Sie hatten es auf alle Frauen abgesehen und darunter war auch deine Großmutter Lais. Leider konntest du noch nie ihre wunderschöne Gestalt erblicken, mein Sohn. Wir nennen unsere Frauen „Alag“, was in etwa „Segen des Mondes“ bedeutet. Falls du sie eines Tages erblickst, wirst du wissen, warum wir ihnen diesen Namen gegeben haben.

Sie alle konnten nach dem großen Beben nicht mehr auf Drokar überleben. Im Gegensatz zu uns Ferranern waren die Alag abhängig von Wasser. Es durchfließt ihren Körper und hält sie am Leben. Ihre gesamte Gestalt schimmert bläulich und ohne das Wasser würden sie einfach in der Hitze der Sonne verdampfen. Nach dem Beben verschwand das Wasser, die Gräser verdorrten und die Bäume wurden morsch. Die einzige Zuflucht war eine Grotte unter der Erde, denn nur dort waren sie sicher vor der Hitze und Dürre des Landes.

Die Alag waren in ausgewachsener Form vielleicht gerade halb so groß wie wir Ferraner. Ihre Haut war weich und ihre Körper zierlich. Sie wirkten auf eine mysteriöse Art und Weise sehr attraktiv auf uns. Obwohl unsere Völker sehr gegensätzlich waren, passten wir zueinander. Die Alag lehrten uns Zärtlichkeit, während wir ihnen beibrachten, dass man hart sein muss, wenn es darauf ankommt. Zu Kämpfen war aber schon lange nicht mehr ein Bestandteil unserer Völker.

Wir dachten, dass die Plukarer uns einfach in Frieden lassen würden, doch wir hatten uns geirrt. Tur konnte es nicht glauben, als er sah, wie sie vom Himmel her durch eine grelle Säule aus Licht auf der Oberfläche ins Gestein einschlugen und zum Eingang der Grotte vordrangen. Später wurde es uns allen klar: Die Plukarer wollten uns ausrotten. Sie hatten erkannt, dass wir trotz der vielen Jahrzehnte nach dem großen Beben noch Kinder großzogen. Ihre Hoffnung, dass alle Alag auf Drokar vernichtet wurden, hatte sich als falsch erwiesen.

So begann der Krieg und so kam der Tag, an dem auch ich erkennen musste, dass der Frieden auf Drokar nur eine Illusion gewesen war.

Gerade als wir unterwegs zum Eingang der Grotte waren, fielen die Plukarer über die Siedlung her. Sie töteten jeden, der ihnen im Weg stand und selbst die Krieger unter uns ergriffen die Flucht. Sie alle schrien und versuchten verzweifelt Schutz zu suchen und sich zu verstecken.

„Tötet jeden, der es wagt uns in die Quere zu kommen und findet die Alag!“, rief einer der Plukarer.

Die lange Schlange vor der Grotte löste sich blitzschnell auf. Die Ferraner und auch einige Alag strömten aus der Grotte heraus. Es herrschte absolute Panik. Jene Ferraner, die den Plukarern in die Arme liefen, wurden erbarmungslos in Stücke geschlagen oder mit Lichtklingen erstochen.

„Rennt nur, ihr jämmerlichen Kreaturen! Lauft um euer Leben, aber letztendlich kriegen wir euch alle!“, hallte es durch die Siedlung.

Die Plukarer lachten und genossen es sichtlich. Mit einem Grinsen auf dem Gesicht ermordeten sie alle Flüchtenden, die sie zu fassen bekamen. Obwohl sie weder so groß, so schwer oder so stark waren wie wir Ferraner, hatten sie eine gewaltige Kraft. Die größten von ihnen erreichten vielleicht zwei Meter und ihre Statur war viel schlanker als die unsere. Ihre fast rosafarbene Haut war weich und umschloss Knochen, die wir Ferraner eigentlich mühelos zerbrechen konnten. Ihre Nachteile glichen sie jedoch mit aufwändig geschmiedeten und prunkvollen Rüstungen und Waffen aus.

Tur entschied sich für den Kampf, anstatt für die Flucht. Er war einer der wenigen Ferraner, die es überhaupt mit den Plukarern aufnehmen konnten. Sie waren listig, flexibel und einfallsreich. Ihre Waffen übertrafen die unseren bei weitem. Deinen Großvater hinderte es jedoch nicht daran, sie anzugreifen.

Er stürmte durch ihre Reihen und schlug wild um sich. Ein paar von ihnen streckte er mit seinen wuchtigen Schlägen zu Boden und ich war beeindruckt, wie stark er doch war. Von den Ferranern wurde er stets respektiert. Er muss einst einer der größten Krieger gewesen sein, aber Details darüber hatte er mir immer vorenthalten. Ich erinnere mich noch an die Panik und Aussichtslosigkeit in seinen Augen an diesem Tag, bevor er sich von mir abwandte und in den Angriff überging.

Neben all den schreienden und flüchtenden Ferranern war er der einzige, der den Plukarern die Stirn bot. Bis heute fällt es mir jedoch schwer, ihm zu verzeihen. Er hatte mir das Kämpfen nie beigebracht und so saß ich dort, versteckt unter einem Felsvorsprung. Von dort aus musste ich mit ansehen, wie sie ihn letztendlich doch überwältigen konnten. Sie schlugen ihn und traten auf ihn ein. Seine Versuche aufzustehen endeten in abermaligen Tritten, bis er letztendlich geschlagen liegen blieb.

Zwei von ihnen zogen ihn an den Armen herauf auf die Knie. Tur keuchte schwer, als ein dritter Plukarer vor ihn trat und eine weißlich leuchtende Klinge zückte. Er griff den Hals von deinem Großvater und stach die Klinge langsam in seine Augen – doch kein einziges Wimmern und kein einziger schmerzhafter Schrei entwich seinem Mund. Nie wieder sollte er diese Welt erblicken dürfen, sondern nutzlos und leidend sein Leben verbringen. So gefasst mein Vater seine Qualen ertrug, so stark rang ich mit mir beim Anblick seiner

Blendung. Am liebsten wäre ich zu ihm gerannt, aber ich wusste, dass es aussichtslos war ihn zu retten.

Die Plukarer waren gnadenlos, denn ein Tod allein reichte ihnen nicht. Sie wollten allen Ferranern zeigen was passiert, wenn man es wagt sich gegen sie zu erheben. Dem Verhalten und Aussehen nach schlussfolgerte ich, dass es der Anführer der Plukarer gewesen sein muss, der ihn blendete:

Es war der Anführer, den ich später als „Rec'Darun“ kennenlernen würde. Letztendlich ließen sie Tur ohne jedes Mitleid auf dem Boden liegen. Rec'Darun befahl den Plukarern, die Köpfe der toten Ferraner abzutrennen und als Trophäen mit sich zu nehmen, bevor sie allesamt in die Grotte hinabstiegen. Es war ein grauenvoller Anblick und ich konnte kaum hinsehen, wie sie die Leichen schändeten.

Als die Luft rein war und die Plukarer im Eingang der Grotte verschwanden, eilte ich zu deinem Großvater. Ich rüttelte an ihm, während er mit schmerzverzerrtem Gesicht um sich und in die Leere schlug. Er blieb allerdings der einzige, den ich an diesem Tage retten und mit letzter Kraft in Sicherheit bringen konnte. Neben der Grotte erblickte ich nichts als Tod. Niedergemetzelte Ferraner und leere verdampfte Hüllen der Alag lagen herum, die aus Verzweiflung an die Oberfläche geflüchtet waren. Noch schlimmer war, dass sich auch Kinder unter den Toten befanden. Ein Entkommen aus der Grotte war unmöglich gewesen, denn es gab nur diesen einen Ein- und Ausgang.

Nachdem die Plukarer ihr Werk letztendlich verrichtet hatten, zogen sie von Drokar ab. Es erschien der gleiche gleißende Lichtstrahl, der sie zuvor auf Drokar gebracht hatte. Dieses Mal drang er aber direkt aus der Grotte heraus gen Himmel und ich konnte nicht sehen, was dort unten passiert war. Als das Licht verschwand, waren die Plukarer wie vom Erdboden verschluckt. In der Grotte selbst fanden wir weder Leichen, noch Spuren eines Kampfes. Unsere Frauen – sie waren alle verschwunden.

An diesem Tag änderte sich alles. Trauer und Verzweiflung herrschten unter den Ferranern. Tur versuchte trotz seiner Blindheit irgendwie weiter zu leben, doch er war nicht mehr der, den ich einst meinen Vater genannt hatte.

Die Plukarer hatten ganze Arbeit geleistet: Nicht nur Tur war gebrochen und gezeichnet. Ich selbst musste mit ansehen, wie mein Held und mein Vorbild nur noch ein Schatten seiner selbst war. Die gesamte Ferraner-Siedlung war in tiefe Trauer verfallen.

Viele hatten ihre Frauen und Freunde durch den Angriff der Plukarer verloren. Niemand wusste sicher, was eigentlich genau geschehen war. Sicher war jedoch, dass wir unter diesem Umständen nicht mehr lange leben würden. Ohne unsere Alag konnten wir uns nicht fortpflanzen und somit würde auch unser Fortbestehen auf Drokar früher oder später enden.

Aufgrund der vielen Verluste hielten wir eine Zeremonie ab, bei welcher wir unsere gefallenen Ferraner und Alag betraueren. Die Versammlung ereignete sich etwas abseits unserer Siedlung in einer zerfallenen Höhle, deren Decke durch eine kugelförmige Steinkuppel halbwegs sicher zusammengeflickt worden war. Einige Steinbrocken waren dort mit der Zeit jedoch herausgefallen. Durch diese Löcher stach die Sonne mit ihrer unbarmherzigen Hitze einige Lichtsäulen in den Raum.

Die triste Stimmung verdunkelte sich, als die Ferraner meinen Vater und mich auf dem Weg zu ihnen erblickten. Ihre Blicke klebten förmlich an Tur, der diese Aufmerksamkeit nur noch aufgrund der ungewöhnlichen Stille erahnen konnte. Mit jedem Schritt wurde mir etwas mulmiger zumute. Mir blieb es nicht verborgen, dass sich in meinem Vater etwas aufstaute. Er ballte die Fäuste so fest, dass ich das Gestein knirschen hören konnte. Als zwei unserer weisesten und ältesten Ferraner, Ralai und Parsis, vor ihn traten, vernahm ich von Tur ein tiefes und dunkles Murren.

Parsis legte seine Hand auf Turs Schulter: *„Mein guter Freund, dein Verlust wiegt wohl am schwersten von uns allen. Es tut uns leid, dass...“*

Tur blickte in diesem Moment nur auf den Boden. Seine Faust begann vor Anspannung zu zittern, als es plötzlich aus ihm heraus brach: *„Spart euch euer Mitleid, ihr Feiglinge! Wir hätten es alle besser wissen müssen! Wie naiv wir uns bloß haben verkommen lassen! Wir sind verkommen zu einem Volk, das lieber kniet, als zu kämpfen – lieber trauert, als zu schützen und lieber bedauert, als zu sterben!“*

Die Worte meines Vaters waren scharf wie jene Klinge, die ihm vor kurzem sein Augenlicht genommen hatte. Sowohl ich, als auch alle anderen Ferraner waren geschockt von den Worten meines Vaters.

Ralai zog verdrossen seine Mundwinkel nach unten und durchbrach die Stille, die durch einzelne aufgebrachte Rufe anderer Ferraner langsam eine höchst unangenehme Kulisse bildete: *„Ich respektiere dich Tur, aber sind deine Worte nicht etwas selbstgerecht? Wir alle haben etwas verloren und selbst zusammen mit unseren besten Kriegeren hättest du die Plukarer wohl kaum aufhalten können. So, wie die Natur sich richtet, so wird auch der Krieg sich richten.“*

Tur schüttelte den Kopf und man sah ihm bereits von weitem an, wie diese Worte der blanke Hohn in seinen Ohren gewesen sein mussten.

Mit einem sehr ernsten Gesichtsausdruck erwiderte er: *„Es mag wohl sein, dass wir alle etwas verloren haben. Es mag wohl stimmen, dass wir auch zusammen die Plukarer nicht hätten aufhalten können. Allerdings ist es so, mein kritischer Ralai: Nichts, außer die Natur, richtet sich selbst. Ein jeder von uns dreht mit am Rad des Schicksals, welches sich zu gerne in die Richtung der*

Mächtigen bewegt. Als die Plukarer unser Zuhause angriffen, habt ihr nicht nur eure Hände, sondern auch euren Blick von diesem Rad abgewendet.“

Die Diskussion wurde von einem langen Schweigen unterbrochen. Man schmeckte eine Prise von Verleugnung, aber auch von Respekt in der Luft. Dein Großvater hatte Recht gehabt, mein lieber Entar. Zu dieser Zeit war ich noch skeptisch gewesen. Heute, nach all meinen Abenteuern, weiß ich: Er hatte Recht behalten.

Parsis hingegen hatte lange geschwiegen, beobachtet und überlegt. Letztendlich würde seine Reaktion ein Anstoß für all das sein, was ich dir, Entar, in der Geschichte meines Lebens noch erzählen werde.

Tief einatmend stellte sich Parsis zwischen Ralai und Tur, die sich noch immer direkt gegenüberstanden: *„Wir alle müssen mit dem Schicksal leben, welches uns aufgetragen wurde. Anstatt unser aller Verlust zu betrauern und Hoffnung zu geben, erhebst du lieber Anklage gegen uns alle, Tur? Du magst ein großer Krieger gewesen sein, aber ein großer Anführer warst du nie. Vielleicht bis du unser aller einfach überdrüssig? Falls dem so ist, dann handle entsprechend, oder nicht?“*

Parsis hob dabei seinen linken Arm, welcher in Richtung des Ausgangs zeigte. Dieser vermeintlich weise Ferraner hatte nicht einmal gemerkt, dass die Geste für meinen Vater keinen Nutzen mehr hatte.

Tur verstand die Worte aber auch, obwohl er die Geste nicht sehen konnte. Er tat einen Schritt nach vorne und erhob abermals seine Stimme: *„Ich kämpfte, um uns alle zu schützen. Ich erblindete, damit ihr sehen könnt... und wenn es nötig ist – so sei es: Ich gehe, damit ihr sein könnt. Bleibt beim Bleiben oder wachst im Wachsen. Mir ist es gleich, denn ich bin ich... oder zumindest das, was davon noch übrig ist.“*

Er griff ins Leere nach meiner Hand, die ich ihm aber sofort reichte. Meine Versuche mit ihm zu sprechen wurden durch sein Schweigen verschluckt. Die anderen Ferraner blickten uns auf dem Weg nach draußen mit unterschiedlichster Miene hinterher. Ein Teil schien traurig zu sein, während andere grinsten oder ihn gar mit Hass beäugten. Ich konnte zu diesem Zeitpunkt nicht wirklich erahnen, welche Auswirkungen dieses Ereignis auf mein gesamtes Leben haben würde.

Am Eingang der Höhle warteten Dahnar und Warai, die noch zu jung für die Zeremonie gewesen waren und von außen versuchten daran teilzuhaben. Mit furchterfüllten Augen starrten sie erst Tur an und darauf mit einem fragenden Blick mich. Mein Freund Dahnar fragte verwundert, was genau geschehen sei.

Meine Blicke schweiften zwischen den beiden und meinem Vater, der sich unaufhaltsam vorwärts bewegte, hin und her: „*Mein Vater braucht mich jetzt, Dahnar. Wir sprechen später, wo wir uns immer treffen. Bitte sage es auch Warai, ja?*“

Dahnar nickte und begann, es Warai mithilfe von Zeichensprache zu erklären. Er war im Gegensatz zu meinem Vater taub und auch so geboren worden. Trotzdem war er der beste Freund, den man sich vorstellen konnte.

Tur war schwer verletzt, jedoch war die Verletzung weniger von körperlicher, sondern vielmehr von seelischer Natur. Er stolperte über das klobige Gestein und versuchte verzweifelt den Weg zu unserem Zuhause zu finden. Nach ihm rufend holte ich ihn wieder ein und fasste seine Hand.

„*Das kann doch alles nicht wahr sein!*“, fluchte Tur mit nahezu weinerlicher Stimme vor sich hin. „*Wofür habe ich mich all die Jahre auf diesem gottlosen Planeten durchgekämpft? Um jetzt zu verlieren, zu erblinden und meine Frau zu betrauern mit diesem Abklatsch von Ferranern?! Wie erbärmlich: Ich finde nicht mal mehr den Weg nach Hause...*“

So hatte ich deinen Großvater noch nie erlebt, Entar. Er hatte nicht nur wie ein Krieger eine Schlacht verloren. Er war gebrochen, hilflos und verzweifelt.

„*Beruhige dich, Vater.*“, sprach ich zu ihm mit besorgter Stimme. „*Wir werden herausfinden, was mit Mutter geschehen ist und die Ferraner werden diesen Tag und ihre Worte bestimmt auch noch einmal überdenken.*“

Meine Worte prallten an ihm ab. Ich seufzte über seine Dickköpfigkeit, aber so war er einfach. Es muss deine Großmutter gewesen sein, die mir in dieser Hinsicht andere Eigenschaften vererbt hatte.

Ich führte ihn letztlich zu unserem Unterschlupf an seinen Schlafplatz. Er legte sich hin und drehte sich, ohne ein Wort zu sagen, zur Wandseite um. Mich besorgte nicht nur das, denn sein Verhalten nach der Blendung war insgesamt nicht mehr wiederzuerkennen. Unser Zuhause war ein heilloses Durcheinander und ich befürchtete, dass es genauso im Kopf meines Vaters ausgesehen haben muss.

In unserer Siedlung war kaum noch Aktivität zu erkennen. Keiner der Ferraner klopfte Steine oder stapelte sie zu Mauern und Wänden auf. Einige Unterkünfte waren schon brüchig geworden und man sah herausgefallene Stücke auf dem sandigen Boden liegen.

Wir waren kein hochentwickeltes Volk. Wir hatten lediglich ein paar simple Werkzeuge, Haken, Ösen und Seile, die uns beim Abbau von Steinen halfen.

Unsere Hütten sahen auch nicht besonders prunkvoll aus, sondern waren vielmehr große und würfelförmige Steinhaufen, die gerade so ihre Form hielten. Die Mauern um unsere Siedlung herum hatten sich gerade durch den Angriff der Plukarer als besonders nutzlos

erwiesen. Die Siedlung war ein trauriger und trostloser Anblick und er besserte kaum meine Stimmung.

Dahnar und Warai warteten bereits an der „Steinschnecke“. So nannten wir unseren Treffpunkt, wegen der Anordnung der riesigen Felsbrocken auf denen wir zu sitzen pflegten. Die Steinschnecke lag ein ganzes Stück weit entfernt von unserer Siedlung, aber der Weg lohnte sich jedes Mal. Nirgendwo sonst gab es einen schöneren Blick auf den weiten Horizont von Drokar. Als ich über die Felsbrocken zu ihnen hinauf gelangte, standen beide freudig auf. Es schien so, als hätten sie gute Nachrichten im Gepäck: *„Die Ferraner haben eingesehen, dass dein Vater Recht hat – zumindest die meisten von ihnen! Ich hab's gehört, als wir die Versammlung belauschten.“*, rief Dahnar mir zu.

Mir erschien dieser Frohsinn darüber unbegründet: *„Und jetzt? Das hält meinen Vater mit Sicherheit auch nicht davon ab, sein Leben als wertlos und sinnlos zu betrachten. Ich erkenne ihn nicht wieder. Wäre ich nicht so ein Schwächling, könnte er vielleicht jetzt noch sehen und für das kämpfen, was ihm wichtig ist.“*

Dahnar legte seine Hand auf meine Schulter und erwiderte: *„Es ist nicht deine Schuld, Kelsar! Mach dir keine Vorwürfe! Dein Vater ist der einzige, der gekämpft hat. Wenn mein Vater noch leben würde, hätte er bestimmt zusammen mit ihm gekämpft! Erinnerst du dich noch, wie wir alle schon als kleine Kinder miteinander gerungen haben? Ich erinnere mich gerne daran. Ich will es dir im Guten sagen, Kelsar: Sei froh, dass dein Vater noch lebt. Er ist noch bei dir, im Gegensatz zu meinem...“*

Er hatte schon irgendwie Recht, aber ich konnte meine Vorwürfe gegen mich selbst nicht einfach so abschütteln. Immer wieder stellte ich mir vor, wie ich dem Anführer der Plukarer die Klinge aus der Hand geschlagen hätte. Meine Mutter wäre dann vielleicht noch unter uns. Ihr Verlust schmerzte so sehr und doch musste ich stark sein. Mein Vater brauchte mich jetzt mehr denn je.

Einige Minuten später bemerkte ich erst, wie Dahnar mich besorgt anstarrte. Als ich in seine Augen sah, erinnerte ich mich daran, wie wir immer zusammen gespielt hatten und wie er mir in so manch brenzlicher Situation aus der Patsche geholfen hatte. Ich war froh, die beiden bei mir zu haben.

Warai hingegen ignorierte mein Selbstmitleid und sprach euphorisch mit seinen Händen, dass die Ferraner zu Tur gehen und zusammen mit ihm einen Plan schmieden wollten. Das wollte ich natürlich auf keinen Fall verpassen und so machten wir uns sofort auf den Heimweg.

Als wir zurück in die Siedlung kamen, sahen wir bereits von weitem, wie einige Ferraner vor dem Eingang unseres Heims standen. Wir näherten uns und ihre Blicke schwenkten

schlagartig zu mir. Irgendetwas stimmte nicht. Besorgt rannte ich zum Schlafplatz meines Vaters – er war verschwunden!

„Was habt ihr mit meinem Vater gemacht?! Wo ist er?!“, rief ich aufgebracht in die Menge.

Ralai trat vor mich und legte seine Hand auf meinen Kopf: *„Dein Vater... ist fort, Kelsar. Als wir kamen, war er nirgends anzutreffen. Ich sprach mit einigen in der Umgebung und sie erzählten mir, dass sie Tur mit einigen Gegenständen beladen in Richtung Schwarzthal gehen sahen. Wir haben bereits die schnellsten von uns auf die Suche geschickt.“*

Ich rannte sofort los. Er war schließlich blind und konnte noch nicht weit sein. Dahnar und Warai eilten mir ohne zu zögern hinterher.

Es war keinesfalls ungefährlich für Tur. Schließlich war Schwarzthal voller Irrwege, Eisendornen und Lavaströmen. Schon bald holten wir die Späher ein, die bereits jeden Winkel des Tals durchsuchten. Wir riefen nach ihm und quälten uns durch die dornigen schmalen Wege in der Hoffnung, Tur irgendwo zu finden. Es war vergeblich.

Meine Sorge um ihn wurde immer größer. Es könnte alles Mögliche passiert sein und langsam rechnete ich schon mit dem Schlimmsten. Er war blind und sein zeitlicher Vorsprung war gering. Wo hätte er denn sonst sein sollen, außer hier?

Plötzlich rief eine Stimme: *„Kommt hier her!“*

Mit gemischten Gefühlen eilte ich der Stimme nach. War es mein Vater? War er dort? Ich hoffte so sehr, dass ihm nichts geschehen war.

Meine Hoffnungen verglühten in jenem Lavaström, den ich bei meiner Ankunft erblickte. Einer unserer Späher hatte eine Spur entdeckt und stand direkt vor dem glühend heißen Fluss. In seiner Hand hielt er einen Talisman und ich sah bereits von weitem, dass dieser meinem Vater gehörte. Es war ein kostbares Erbstück unserer Familie, das er immer bei sich getragen hatte.

Mein Atem stockte, als ich die Kette erblickte. War er in den Lavaström gefallen? War er... tot? Mir wurde kalt und meine Augen sahen nur noch verschwommen in den gelb-roten Fluss seines vermutlichen Todes. Warai umarmte mich mit einem traurigen Blick in den Augen während Dahnar tröstend seine Hand auf meine Schulter legte.

Die Späher waren inzwischen alle vor Ort und blickten ebenfalls bestürzt zu Boden. Uns allen schien klar zu sein, was an diesem Lavaström vor kurzem passiert war. Ich war einfach nur geschockt. Ich konnte es nicht glauben, dass mein Vater weg war – einfach so! Er ist ohne ein Wort gegangen. Ohne eine Verabschiedung hatte er mir den Rücken gekehrt – seinem einzigen Sohn! Bei all diesen Gedanken wuchs nicht nur meine Enttäuschung gegenüber ihm, sondern auch mein Zorn auf die Plukarer. Mit einem Schlag hatten sie mir nicht nur meine Mutter, sondern auch meinen Vater genommen.

Nach diesem Tag war auch ich nicht mehr derselbe – genauso wie mein Vater nach dem Kampf gegen die Plukarer. Dein Großvater hatte unsere Siedlung und mich zurückgelassen. Heute erst kann ich verstehen, wie sich der Verlust seiner Frau – meiner Mutter – und zugleich ein Leben ohne Augenlicht wohl angefühlt haben muss. Wirklich verzeihen sollte ich ihm seine Taten aber erst viele Jahre später.

Die anderen Ferraner versanken nach diesem Ereignis in Diskussionen und Streitereien. So kam es auch, dass der einstige Bund und Zusammenhalt zwischen uns allen zerbrach. Ein Teil von uns glaubte daran, dass die Alag noch am Leben seien. Sie wollten sich an den Plukarern rächen und gleichzeitig ihre Frauen zurück nach Drokar bringen. Das waren eben jene Ferraner, die Turs Worte verstanden und für wahr empfunden hatten. Deshalb nannten sie sich seit diesem Konflikt die „Turer“, um meinen Vater zu ehren. Ganz anders sahen das die Skeptiker, denn uns Ferranern fehlte jegliches Wissen über den genauen Standort der Plukarer. Selbst, wenn wir den Standort ihres Planeten gekannt hätten, wäre uns mit dem damaligen Stand der Technik keine Reise dorthin möglich gewesen.

Die Haltung der Skeptiker hatte aber auch noch einen gänzlich anderen Hintergrund: Sie waren den Karus nicht gerade freundlich gesonnen. Diese Zwerge lebten tief in den Berglanden des Südens von Drokar und sie waren der Schlüssel zu einem solchen Unterfangen. Sie waren zwar ausgezeichnete Physiker, Techniker und Schmiede – allerdings war deren Gedankengut die finsterste Blasphemie in den Augen vieler Ferraner. Als sich die Karus nach dem großen Beben in die Bergländer zurückzogen, war es den Ferranern ganz recht. Obwohl nicht alle von uns eine derart schlechte Meinung von ihnen hatten, waren sie uns mit ihren Theorien und teils wahnsinnigen Experimenten irgendwie suspekt.

Ich hingegen hatte mit ganz anderen Dingen zu kämpfen: Meine Eltern waren fort, mein Idol war tot und die Vorwürfe gegenüber mir selbst stauten sich immer weiter auf. Hätte ich meinem Vater doch nur im Kampf beistehen können! Hätte ich meine Mutter doch bloß retten können! Deine Großeltern hatten mich zwar in ihrer eigenen Illusion einer heilen Welt großgezogen, doch es war ich, der sie nie hinterfragt hatte. All das machte mich wütend und ich schwor mir selbst, dass ich nie wieder tatenlos zusehen würde. Es kränkte mich zutiefst, dass meine Eltern mir alles gegeben hatten, aber ich ihnen hingegen gar nichts, als es wirklich darauf ankam.

Bei all den Diskussionen unter den Ferranern geriet eine Sache in Vergessenheit: Die Zeit stand nicht still und wir mussten irgendwann handeln. Mit dem Verlust unserer Frauen, war das Ende unseres Volkes besiegelt und wer konnte schon sicher sagen, dass die Plukarer nicht wieder auf Drokar landen würden, um den Prozess unserer Ausrottung zu beschleunigen?

Mir wurden das Leben und all die Zankereien in der Siedlung zuwider. Tag für Tag wurde ich an den Angriff und somit auch an den Verlust meiner Familie erinnert. Dahnar und Warai versuchten zwar mit aller Mühe mich aufzumuntern, aber irgendwann hielten auch sie inne. Sie bemerkten, wie ich mich veränderte und, dass sie diese Veränderung nicht aufhalten konnten.

Die Siedlung nahm mit der Zeit wieder ihren üblichen Kreislauf auf. Die übrigen Ferraner klopften Steine, bauten an ihren Hütten und stapelten weiter Felsbrocken an der unnützen Schutzmauer auf. Sie sammelten Steinkäfer und bereiteten diese nach getaner Arbeit am Lagerfeuer im Zentrum der Siedlung zu. Das morsche Holz dafür sammelten sie nur ein Stück weit abseits hinter einem Hügel. Ansonsten wagte sich schließlich keiner weit hinaus.

Irgendwie widerte mich dieses ängstliche und stumpfsinnige Gebaren langsam an. Ich begann mich dafür zu schämen, ein Ferraner zu sein. Soweit ich mich erinnern konnte, hatten sie sich nach dem großen Beben nie in die Welt hinaus gewagt. Sie hatten sich still und leise in der Siedlung eingenistet und sich kein Stück weiterentwickelt.

Letztendlich beschloss ich, es meinem Vater gleich zu tun und verließ unsere Siedlung. Die einzigen beiden die davon wissen sollten, waren Dahnar und Warai. Beim Packen meiner Sachen besuchten mich die beiden und versuchten alles, um mich umzustimmen.

Während Warai stumm meinen Arm zu sich zog, sagte Dahnar ziemlich verständnislos: *„Wir waren immer auf deiner Seite, Kelsar, aber was du jetzt machst ist Unsinn! Du flüchtest vor deinen Problemen und vor den Herausforderungen unserer Siedlung – ja – unseres ganzen Volkes sogar! Wie dein Vater wirst auch du ein wertvolles und wichtiges Mitglied der Siedlung sein und du weißt zu gut, wie es um uns alle steht! Wie kannst du nur...“*

Ich unterbrach ihn mit starker Stimme: *„Ich kann es genauso gut, wie mein Vater es konnte! Siehst du nicht, dass ich alles verloren habe, was ich vor kurzer Zeit noch mein Leben nannte?! Und all das vor allem aus einem Grund: Ich war schwach, habe bloß zugesehen und nicht, aber auch gar nicht, geholfen! Es ist Zeit, das zu ändern und hier werde ich niemals zu dem Ferraner, der ich einmal sein will! Verstehst du das nicht, Dahnar?!“*

Er trat einen Schritt zurück nach diesen Worten und warf mir einen enttäuschten Blick zu: *„Und was ist mit uns, Kelsar? Was ist mit mir und Warai? Sind wir denn gar nichts in deinem Leben? Was für ein Freund bist du nur?! War das alles... jemals echt... oder sind wir nur an deiner Seite gewesen, damit du dich nicht alleine fühlst?“*

Ich konnte nicht mehr antworten an diesem Morgen und verließ Dahnar und Warai mit einem Kopfschütteln und einem traurigen Blick zurück. Ich fühlte mich die ganze Zeit alleine, seitdem meine Eltern fort waren. Man hatte sie mir aus dem Leben gerissen und weder Dahnar noch Warai schienen zu verstehen, wie sich das anfühlt.

Ich konnte es ihnen nicht verübeln, aber ihr mangelndes Verständnis ließ mich nur noch einsamer fühlen. Alles was ich wollte war, möglichst weit weg von unserer Siedlung zu kommen. Ein anderes Leben war meine Sehnsucht. Ein Leben, das ich wähle, beschreite und entscheide. Mein Vater hatte mich einfach so im Stich gelassen, doch trotzdem: Was er den Ferranern zuvor gesagt hatte war richtig gewesen. So enttäuscht und schmerzlich meine Erinnerung an ihn auch war – in diesem Punkt hatte er Recht behalten. Drokar war wirklich dem sicheren Ende geweiht, wenn sich die Dinge so weiterentwickelten wie bisher. Sie alle redeten viel, aber keiner setzte auch nur ein Wort in die Tat um.

Tausende Gedanken wie diese zogen durch meinen Kopf, als ich bereits auf dem Weg aus der Siedlung hinaus war. Das Schwarztal war die erste Haltestelle und der erste schwere Stein auf diesem neuen und unbekanntem Weg.

Leseprobe aus: „[Die Welt der Anderen – Zwei Pfade](#)“ von Tobias Schiller